

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

1991–2021

Ich freu' mich auf Montag!

*Die Geschichte der Caritas-Werkstatt
Oranienburg*

caritas



Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg



 Werkstattladen



ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

Die Geschichte der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg wurde
aufgeschrieben von Frank Nussbücker, Autobiografiker.

1. Auflage

© Rohnstock Biografien, Berlin 2021

Breite Straße 2a, 13187 Berlin

Telefon 030 40 50 43 30

www.rohnstock-biografien.de

© Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, Oranienburg 2021

Berliner Straße 93, 16515 Oranienburg

Telefon 03301 52 39-0

www.caritas-werkstatt.de

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Herausgeber.

Idee und Konzept: Christoph Lau

Lektorat: Franziska Hoch und Harald Zimmermann

Gestaltung: Dirk Banowski

Druck: DRUCKZONE GmbH & Co. KG, Cottbus

Titelbild unter Verwendung eines Fotos der Caritas-Werkstatt im
Gründungsjahr 1991.

Für den Inhalt zeichnen die einzelnen Erzählerinnen und
Erzähler verantwortlich. Sämtliche Fotorechte liegen bei der
Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, Oranienburg bzw. bei
Angela Kröll, freie Fotografin.

1991–2021

Ich freu' mich auf Montag!

*Die Geschichte der Caritas-Werkstatt
Oranienburg*

caritas



Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg

- 10 Grußwort der Geschäftsführung *Rolf Göpel & Roman Zezulka*
12 Die Caritas-Werkstatt – Versuch einer Liebeserklärung *Christoph Lau*
19 Zwischenruf *Nicole Mettig*

Kapitel Eins

Die Gründerjahre

- 25 Probieren wir es aus! *Mike Dessombes*
30 Von der Selbstversorgung zum gewerblichen Dienstleister *Thomas Kober*
42 Macht mal! – Geburt der Werkstatt in der Leninallee 60 A
Andreas Paczoch, Tobias Ottelewski, Elke Stürtz, Carsten Beyer, Dietlind Beyer
52 Ein »Familienbetrieb« und sein Hausmeister *Tobias Ottelewski, Carsten Beyer*
57 Zusammen zu feiern, gehörte dazu
Dietlind Beyer, Andreas Paczoch, Carsten Beyer, Tobias Ottelewski
65 Schwimmen lernen in fremden Gewässern
Tobias Ottelewski, Andreas Paczoch, Carsten Beyer, Dietlind Beyer
69 Wachsen mit starken Partnern
Tobias Ottelewski, Andreas Paczoch
75 Alter Computer und frische Hefekuchen *Sabine Hagen, Andreas Paczoch*
80 Der Anfang schweißte uns zusammen *Carsten Beyer, Elke Stürtz*
83 Zwischenruf *Andrea Zemlin*

Kapitel Zwei

Drei Generationen in einem Betrieb

- 86 Steiniger Beginn *Jürgen Teichmann*
92 Vom Zivildienstleistenden zum Produktionsleiter *Marcel Teichmann*
100 Die Leute schenken mir ihr Lächeln *Ole Teichmann*
105 Zwischenruf *Mathias Wagner*

Kapitel Drei Der lange Weg in die Werkstatt

- 108 Ein alter Arbeitsvertrag und die Glocken von St. Nicolai *Thomas Drescher*
- 117 Qualitätsprodukte für den Ersten Markt *Thomas Drescher*
- 123 Zwischenruf *Hugo Henrichs*

Kapitel Vier Industrielle Revolution

- 126 Nähe musst du erst mal zulassen *André Kerkow*
- 135 Ich kann jeden Handgriff erklären *Sabine Söhring*
- 139 Die Arbeit ist Mittel zum Zweck *Bettina Dahlke*
- 142 Das sind keine Behinderten, das sind Kolleginnen und Kollegen *Enrico Branoner*
- 148 Zwischenruf *Peter Flöter*
- 151 Zwischenruf *Dirk Storm*
- 152 Einwurf: Immer wieder ein neuer Blick *Rainer Schulz*
- 163 Zwischenruf *Sigrid Schwarz*

Kapitel Fünf Teilhabe ist kein Selbstläufer

- 166 Von der Struktur zum Strukturwandel *Andreas Paczoch*
- 168 Die Frau der Feste *Angela Geißler*
- 176 Zwischenruf *Maik Poerschke*
- 179 Zwischenruf *Sylvia Wulff*
- 180 Die fliegende Sozialarbeiterin *Veronika Priwitzer*
- 189 Zwischenruf *Melanie Fritz*



Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg



33

Caritas
Werkstatt
St. Johannesberg

Ein alter Arbeitsvertrag und die Glocken von St. Nicolai

Thomas Drescher



Es begann in den Achtzigern. Ich arbeitete als Tischler in Berlin-Mitte, wir restaurierten das Scheunenviertel. Mein Weg zur Kantine führte durch die Große Hamburger in die Oranienburger Straße. Dort befindet sich unter anderem das St. Hedwig-Krankenhaus, eine Einrichtung der Katholischen Kirche. An dessen Gemäuer entdeckte ich eines Tages einen Aushang: Die Caritas suche, so las ich, einen Tischler für das St. Joseph-Krankenhaus in Weißensee. Mein Interesse war sofort geweckt, und ich rief dort an. Sie luden mich ein, ihre Werkstatt anzusehen.

Es gefiel mir im St. Joseph, und offenbar hatte auch ich keinen schlechten Eindruck hinterlassen. Meine Bewerbung richtete ich an die Zentrale in der Großen Hamburger Straße, durch die ich noch immer täglich zur Kantine lief. Schließlich bekam ich den Job und fing im Februar 1988 bei der Caritas in Weißensee als Tischler an.

Mein auf den 28. Januar 1988 datierter Arbeitsvertrag besagte, dass ich neben dem St. Joseph-Krankenhaus »auch in anderen kirchlichen Einrichtungen gemäß Weisung des Beauftragten des Deutschen Caritasverbandes Zentralstelle Berlin« eingesetzt werden könne. Was das genau bedeutete, wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Interessant war, dass es eine kirchliche Lohnprämie gab. Einen festen Zusatz zum Gehalt, eine Art Ortszulage mit Leistungsprämien, die man gewöhnlich in vollem Umfang erhielt. Diese Prämie betrug etwa 25 Prozent des Grundgehalts plus Fahrtkosten. Das war neu für mich. Die Caritas entlohnte mich wirklich gut. Zu den achtzehn Tagen Grundurlaub, was ja nicht besonders viel ist, gab es von meinem neuen Arbeitgeber noch drei Tage dazu.

Ungefähr ein Jahr später versuchte ich, die DDR zu verlassen. Ich fühlte mich immer mehr eingesperrt und wollte mir nicht vorschreiben lassen, wie und wo ich mein Leben zu führen habe. Zusammen mit einem Schulfreund hatte ich den Plan gefasst, in Glienicke nachts die Mauer nach Westberlin zu überklettern. Dazu hatten wir zwei Haushaltsleitern präpariert. Jede zweite Sprosse flexten wir heraus und machten unsere Leitern an anderen Stellen transportabler.

Am 23. Januar 1989 war es dann so weit. Wir packten die wichtigsten Dinge in unsere Jacken und verließen unsere Wohnungen, um ins Grenzgebiet nach Glienicke, am nördlichen Berliner Stadtrand, zu fahren. Die Fahrräder stellten wir im Wald ab, die Leitern behielten wir zusammengeklappt auf unseren Schultern und schlichen in Richtung Grenzzaun.

An der ersten Stelle traten wir schnell den Rückzug an, da wir ganz in der Nähe plötzlich mehrere Grenzposten entdeckten. Wir liefen weiter und versuchten es an einer anderen Stelle erneut. Wir hatten bereits die Hinterlandmauer erklommen, und ich wollte gerade die zweite Leiter in Richtung Westen rüberwerfen, als mich der gleißende Lichtkegel eines Blendscheinwerfers traf. Dann ging alles sehr schnell: Wie aus dem Nichts stand ein Grenzer mit Hund vor uns, die Kalaschnikow im Anschlag. »Was macht ihr da für eine Scheiße?«, fuhr er uns auf sächsisch an. Damit war unser Fluchtversuch gescheitert.

Ein Blatt aus meiner Stasi-Akte beschreibt den Ausgang so: »Am 23.1.1989, 01:20 Uhr erfolgte durch die VP in Glienicke, Kreis Oranienburg in der Lindenstraße, im Grenzgebiet die Festnahme der Bürger der DDR Thomas Fiedler und XX.« Fiedler war ich, meinen

heutigen Namen trage ich erst seit meiner Heirat. Das Blatt endet mit dem Satz: »Durch die Grenztruppen der DDR wurde der Angriff auf die Staatsgrenze im Vorfeld festgestellt, und im Zusammenwirken mit der VP erfolgte die Festnahme der Täter.« Im Nachhinein fragte ich mich immer wieder: Wie hatten sie meinen Freund und mich so schnell entdecken können?

Auf einem weiteren Blatt meiner Stasi-Akte ist vermerkt, dass in der Zeit vom 4. bis 24. Januar 1989 etliche Menschen versucht hatten, aus der DDR zu fliehen, unter anderem in Bergfelde, am Hermsdorfer Kreuz oder in Teltow. Ganz unten ist handschriftlich hinzugefügt: »Oranienburg Glienicke Lindenstraße«. Neben jedem Namen steht, wer den entsprechenden Fluchtversuch bemerkt oder vereitelt hatte. »Auffinden von Hilfsmitteln zur Überwindung der GSA (Grenzsicherungsanlage)« ist dort zu lesen oder »VP (Volkspolizei)« als vollstreckendes Organ. »VP« stand auch bei meinem Freund und mir, dazu: »Bevölkerung«. Also hatte uns jemand verraten, vielleicht gar im Vorfeld unseres Fluchtversuchs?

Nachdem sie uns einzeln verhört hatten, brachten sie mich nach Oranienburg. Mein Freund war bis zur Gerichtsverhandlung ebenfalls dort. Hinter dem Gerichtsgebäude befand sich das Gefängnis. Hier saß ich sechs Wochen in Einzelhaft.

In dieser sich unendlich dehnenden Zeit ging es mir sehr schlecht. Meinen Peinigern völlig ausgeliefert, konnte ich einfach nur hoffen, dass ich hier eines Tages lebendig wieder rauskam. In meiner Zelle hatte ich sehr viel Zeit, um nachzudenken. Ich durfte nicht lesen, hatte keinerlei Kontakt, nichts. Nicht mal aus dem Fenster konnte ich gucken. Es begann in Kopfhöhe und bestand aus vielen kleinen Glasbausteinen, außen war es mit Blenden versehen, sodass es wirklich absolut blickdicht war. Ich sah keinen Himmel, keinen Vogel, wusste nicht, ob die Sonne scheint. Als sich einmal eine Fliege in meine Zelle verirrte, sah ich ihr stundenlang gebannt zu.

Ab und an hörte ich draußen Glocken läuten. Ganz in der Nähe musste also eine Kirche stehen. Ich war nicht gläubig und auch nicht christlich erzogen. Meine Mutter war zwar katholisch, praktizierte ihren Glauben jedoch nicht. Gelegentlich fuhr sie nach Polen, denn ihre Familie stammt aus Oberschlesien, wo sie ja erzkatholisch sind. Auch bei uns zu

Hause hing das Konterfei von Papst Johannes Paul II an der Wand – das war's aber auch schon.

Ich hatte nie etwas gegen die Kirche, im Gegenteil. In der Zeit, bevor ich mich entschied, die DDR zu verlassen, durchlief ich einen gedanklichen Prozess. Mein Freund und ich, wir interessierten uns für die Protestbewegung und nahmen an Veranstaltungen von Bürgerrechtsbewegungen teil, die sich unter dem schützenden Dach der Kirche formierten. Ich hatte Kontakt zu Pfarrern, die sehr mutig waren. All das trieb mich an, ich wollte weg. Doch niemand verlässt gern seine Heimat! Dieser Staat aber gehörte nicht zu dieser.

Seit ich beim katholischen Caritasverband arbeitete, spürte ich, dass dort der Mensch mehr zählte als andernorts. Wohl auch deshalb empfand ich das Glockengeläut, das ich nun aus meiner fensterlosen Gefängniszelle hörte, in gewisser Weise als Trost. Dass St. Nicolai eine evangelische Kirche ist, erfuhr ich erst viel später. Das Geläut diente mir außerdem als Zeitmesser, denn wir Gefangenen durften keine Uhren tragen. Dank der Kirchenglocken konnte ich mich zeitlich orientieren, wusste, wann ich geweckt wurde, und bekam ein Gefühl dafür, wie die Zeit verging.

Die Verhöre, so zermürend und brutal sie auch waren, empfand ich gar nicht als das Schlimmste. Vielmehr hatte ich Angst um meine Angehörigen. Offiziell wohnte ich in Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 96, dort lebte ich jedoch nicht. Ich hatte mir die Wohnung nur genommen, um meine Eltern nicht zu belasten, sollte ich irgendwann aufgegriffen werden. Anderenfalls hätte die Staatssicherheit dort nach unserer Verhaftung alles auseinandergenommen.

Die Stasi-Leute erzählten mir unter anderem: »Wir haben Ihre Arbeitsstelle besucht. Ihre Kollegen von der Caritas sind allesamt enttäuscht von Ihnen. Sie wundern sich sehr, dass Sie so etwas tun konnten!« Erst später erfuhr ich, dass das niemand gesagt hatte.

In Einzelhaft gehalten, hatte ich keinen Kontakt zu den anderen Häftlingen. Wie es meinem Freund erging, wusste ich nicht. Wenn ich auf dem Hof meine Runden drehte, bekam ich jedoch trotz der Isolation mit, dass viele meiner Mithäftlinge nach versuchter Republikflucht ihre Kündigung erhalten hatten. Zumindest jene, die bei einer

Genossenschaft oder in Volkseigenen Betrieben gearbeitet hatten. Was ich hingegen von der Caritas erhielt, war Unterstützung.

Denke ich daran, bekomme ich noch heute eine Gänsehaut. Wie ich später erfuhr, schrieb der Caritas-Direktor meiner Mutter einen Brief, in dem er sie darin bestärkte, durchzuhalten und zu warten, bis ich freigelassen würde. Die Caritas wusste wohl auf höchster Ebene, dass die Chance bestand, dass mich der Westen freikaufte.

Die Gerichtsverhandlung war ein Schauprozess. Verhandelt wurde da nichts, die von oben diktierten Urteile standen bereits fest. Mein Tischlermeister Klemens Fluhme, der für den Caritasverband Ost zuständig war, erschien als sogenannter Kollektivvertreter. Vor dem Richter und der Staatsanwältin lobte er mich in den höchsten Tönen. Er unterstrich, dass ich stets vorbildlich und verantwortungsvoll gearbeitet hätte und einen guten Charakter besäße. Dann gab er zu Protokoll, dass ich sehr gerne verreisen würde, dass ich auch schon in Bulgarien, Ungarn, Tschechien oder in Polen gewesen sei und dass mir das alles irgendwie keine Ruhe gelassen habe, dass ich mich schon immer nach der weiten Welt gesehnt habe. »Es reicht, Herr Fluhme!«, schnitt der Richter meinem Meister schließlich das Wort ab. Ich erhielt eine Haftstrafe von fünfzehn Monaten.

Als Strafgefangener wurde ich nach Zeithain bei Riesa verbracht. Ich kam auf ein Zimmer, das ich mir mit dreizehn Männern teilte. Im nahe gelegenen Stahlwerk mussten wir Zwangsarbeit verrichten. Die DDR rechnete knallhart mit uns als kostenreduzierten Arbeitskräften.

Immerhin durfte ich in Riesa Post empfangen und bekam endlich wieder Kontakt zu meiner Mutter. Über sie erreichten mich auch gelegentlich Pakete von der Caritas. Sie enthielten vor allem Westartikel wie gutes Duschbad, Schokolade oder Kuchen. Vieles davon stammte sicher aus dem Intershops oder aus Westberlin. Mein Arbeitgeber sandte die Pakete an meine Mutter, die alles noch mal umpackte – die Caritas hatte ihr empfohlen, es so zu handhaben. Die Pakete direkt ans Gefängnis zu schicken, hätte wohl zu Irritationen geführt. Der Caritasverband musste aufpassen, dass er nicht ins Fadenkreuz der Stasi geriet.

Es erstaunte mich, eine derartige Barmherzigkeit zu erfahren. Dass ich mich bei niemandem für diesen Beistand bedanken konnte, bedrückte mich allerdings. Wie schön wäre es, käme ich nach Westberlin und könnte dort weiter für die Caritas arbeiten, dachte ich bei mir.

Durch die Briefe meiner Mutter wusste ich, dass es ihr gesundheitlich sehr schlecht ging. So kam es, dass ich zum allerersten Mal in meinem Leben betete. Dabei war ich ehrlich genug, Gott wissen zu lassen: »Bisher habe ich nie etwas unternommen, um dich kennenzulernen. Doch jetzt, wo ich hier einsitze und dich bestimmt viele anbeten, möchte ich eigentlich nur, dass es meiner Mutter wieder besser geht.« Mein allererstes Gebet bewegte mich sehr, ich werde es niemals vergessen. Vielleicht spielte dabei auch eine Rolle, dass ich im Gefängnis in Oranienburg immer die Kirchenglocken hatte läuten hören. Wenn es einem wirklich schlecht ergeht, denkt man über vieles anders nach als bisher. Das erfuhr ich in den Monaten meiner Haft am eigenen Leib.

Bevor ich freigekauft wurde, kam ich von Zeithain zunächst nach Karl-Marx-Stadt. Dort befand sich das größte Stasi-Gefängnis der DDR, welches zugleich als Abschiebehaftanstalt diente. Hier blieb ich etwa anderthalb Wochen und kam auf die Aufpäppel-Station. Wir Gefangenen wurden versorgt, damit wir nicht mehr ganz so schlimm aussahen und sie uns besser gegen Devisen verkaufen konnten. In meinem Fall wurden zirka 38.000 DM gezahlt.

»Nach erfolgter Übersiedlung sind für F. zentrale Reisesperrmaßnahmen einzuleiten«, vermerkt meine Akte. Mit anderen Worten: Ich durfte nie mehr in die DDR einreisen, das war der Deal.

Am 24. Oktober 1989 wurde ich nach neun Monaten Haft von der BRD freigekauft. Leider hatte ich weder Zeit noch Gelegenheit, mich in Westberlin umzusehen und beim dortigen Caritasverband vorzustellen. Stattdessen ging es für mich zunächst nach Gießen in Hessen. Als der Zug die innerdeutsche Grenze passierte, weinte ich vor Erleichterung. Wenige Tage darauf fiel die Mauer.

Zeitgleich schrieb der Caritas-Direktor Hellmut Puschmann einen Brief an meine Mutter. Er ist datiert auf den 9. November 1989. An diesem Tag wussten beide offenbar noch nicht, ob ich mittlerweile freigekauft worden war oder so wie viele meiner Mithäftlinge noch im Gefängnis saß. Herr Puschmann schrieb, ein an mich gerichteter Brief sei zu ihm zurückgekommen. »Sie können sich vom Gewissen her sagen, dass Sie alles versucht haben, was man tun kann«, sprach er meiner Mutter Mut zu. »Hat sich die Situation Ihres Sohnes denn nun schon endgültig gelöst oder noch nicht? Bitte grüßen Sie ihn herzlich, an welchem Punkt er auch jetzt gerade steht, ich wünsche ihm alles Gute für seine Zukunft.«

Ich zog zunächst nach Niedersachsen. Hier blieb ich etwa anderthalb Jahre und jobbte als Tischler. 1992 zog ich zurück nach Ostberlin und arbeitete in einer kleinen Möbeltischlerei, in der ich sehr viel lernte. Die Arbeit machte mir Spaß, aber ich wollte so gern etwas mit Menschen machen, vielleicht mit jungen oder beeinträchtigten Menschen!

In einem Berufsförderungswerk betreute ich Zivildienstleistende, Praktikanten und Praktikantinnen und arbeitete daselbst als Reha-Ausbilder. Später ging ich zum Evangelischen Johannesstift in Spandau und qualifizierte mich dort zur Pädagogischen Fachkraft. Anschließend arbeitete ich bei der Kinder- und Jugendhilfe, gut zweieinhalb Jahre. Die hatten eine Krisenstation mit therapeutischer Wohngruppe im Hohen Neuendorfer Ortsteil Bergfelde. Die Tätigkeit erwies sich auf Dauer als ganz schön hart, und ich überlegte, mich beruflich zu verändern.

»Ich kenn da jemanden von der Caritas, der dir vielleicht helfen könnte«, ließ mich ein Freund wissen. »Den frag ich mal, ob sie grad Leute brauchen.« Bald darauf gab er mir den Tipp, eine Initiativbewerbung zu schicken.

Da war sie also wieder, die Caritas. Ich schrieb dem Bekannten meines Freundes, einem gewissen Herrn Göpel. Erst später erfuhr ich, dass es sich bei ihm um einen der drei Vorstandsvorsitzenden des Caritasverbandes für das Erzbistum Berlin handelte. Rolf Göpel antwortete mir, ich solle mich bei Frau Friese im Kinder- und Jugendhaus »Vom Guten Hirten« melden, einer Regelwohngruppe in der Residenzstraße, nahe U-Bahnhof Osloer Straße.

Hier stellte ich mich vor, und sie nahmen mich. Nach meiner Probezeit arbeitete ich in dieser stationären Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung mit Übernachtung für zwölf Kinder und Jugendliche. In den Nachtschichten hatte ich mehr oder weniger Bereitschaftsdienst. Wenn die Kinder im Bett lagen, arbeitete ich anstehenden Bürokräm ab, schrieb meine Tagesberichte oder Briefe an das Jugendamt.

Als ich eines Nachts mal wieder in das Programm ging, in dem wir unsere Vordrucke aufbewahrten, fiel mir auf: Innerhalb des Caritasverbandes gibt es auch eine Werkstatt! Wie wäre es, wenn ich dort als Pädagoge arbeiten und gleichzeitig meine Kenntnisse und Fertigkeiten als Tischler einbringen könnte? Was für eine wundervolle Symbiose, denn mittlerweile vermisste ich das Tischlern sehr. Zwar hatte ich in den letzten Jahren mit den Kindern ab und zu etwas gebaut, aber so richtig in einer Tischlerei zu arbeiten und dabei gehandicapte Menschen zu unterstützen, das begeisterte mich auf Anhieb!

Ich nahm Kontakt zu der in Oranienburg ansässigen Werkstatt auf, um dort, wenn möglich, ein Praktikum zu absolvieren. Dazu verabredete ich mich mit Rainer Schulz, dem Stellvertreter von Christoph Lau. Er zeigte mir die Werkstatt, und ich war sogleich Feuer und Flamme. Vor allem, als Herr Schulz sagte: »Wir haben vor, den Tischlerbereich zu erweitern. Viele unserer Beschäftigten arbeiten gern mit Holz, und auch der Absatz spricht dafür. Gerade in Zeiten von Ökologie und Nachhaltigkeit ist der Werkstoff Holz für viele sehr ansprechend.«

Sie wollten also die Tischlerei ausbauen und mich dafür als Gruppenleiter einstellen! Da war ich mächtig happy – und zugleich ratlos, weil mir auch meine bisherige Arbeit sehr am Herzen lag. Ich ließ das Thema erst mal sacken, sprach mit meiner Frau darüber und wägte das Ganze in Ruhe ab. In eine Tabelle trug ich jedes Für und Wider ein. Am Ende überwogen die Argumente für die Caritas-Werkstatt. Ich beschloss also, nach Oranienburg zu wechseln und dort einen möglichst guten Job zu machen. Im Oktober 2019 fing ich an.

Das Ganze war für mich ein Zurück-zu-den-Wurzeln, obendrein in Oranienburg, wo ich dereinst ein Vierteljahr inhaftiert gewesen war und das Läuten der Kirchenglocken von St. Nicolai gehört hatte. Hätte mir damals einer erzählt, dass ich irgendwann ein

Stückchen weiter stadtauswärts in einer Werkstatt arbeiten würde, hätte ich ihm ganz sicher einen Vogel gezeigt.

Als ich in Vorbereitung dieses Buches meine alten Unterlagen heraussuchte, fiel mir auf, dass mein Arbeitsvertrag aus dem Jahre 1988 wirklich so abgefasst worden war, dass ich auch in anderen Institutionen der Caritas arbeiten kann. Er war niemals gekündigt worden, im Grunde genommen besaß er noch immer seine Gültigkeit. Ich habe Kollegen und Kolleginnen, die schon sehr lange dabei sind. Einer arbeitet bereits seit dreißig Jahren in der Werkstatt. Bei einer Fortbildung der Caritas sollten wir uns, um die anderen Teilnehmer und Teilnehmerinnen ein bisschen besser kennenzulernen, nach unserer Betriebszugehörigkeit in eine Reihe stellen. Da konnte ich nur sagen: »Mit einer sehr langen Unterbrechung bin ich seit Januar 1988 dabei. Ich habe bei uns in der Werkstatt den womöglich ältesten Arbeitsvertrag.«

In der Oranienburger Nicolaikirche war ich übrigens zum ersten Mal, als dort 2019 unsere erste und bis heute letzte Jahreshauptversammlung stattfand. Eine Woche zuvor hatte mich Werkstattleiter Christoph Lau gefragt, ob ich bei dem Treffen ein paar Lieder auf der Gitarre spielen könne. Als ich nun in St. Nicolai stand und musizierte, kam mir in den Sinn, dass ich nie gedacht hätte, ausgerechnet hier mal Gitarre zu spielen. Es ist schon eigenartig, wie das Leben manchmal spielt. Genau wie der Regentropfen, der an der Scheibe hinunterrinnt: Niemand weiß, welchen Weg er dabei nimmt.

Qualitätsprodukte für den Ersten Markt

Thomas Drescher Als mich Herr Lau beim Vorstellungsgespräch fragte, wie ich mir meine Arbeit in der Werkstatt vorstellen würde, erwiderte ich: »Ich wünsche mir, dass ein Teil Sozialarbeit ist und ein Teil Produktion. Betriebswirtschaftliche Aufgaben möchte ich durch handwerkliche Arbeit umsetzen. Als dritten Teil sehe ich die Bildungsarbeit, durch die ich die Leute weiterbringe, sie mitnehme. Schließlich müssen die Beschäftigten die relevanten Fähigkeiten erst erlangen, um die für die Produktion nötigen Arbeiten qualitätsgerecht verrichten zu können.«

Genau in dieser Dreiteilung erlebe ich seither meine Arbeit in der Werkstatt. Bei alledem wirken meine beiden Professionen recht gut zusammen. Da ist zum einen das handwerkliche Geschick und die Materialkunde, zum anderen das pädagogische Arbeiten, das Wissen um Gruppenprozesse und Kenntnisse im sozialen Bereich.

Die entscheidende Frage lautet: Wie kann ich wen fördern? Schließlich haben wir den Auftrag, die Menschen nicht nur zu beschäftigen, sondern auch persönlich voranzubringen. Um das zu schaffen, muss ich über die Einschränkungen jedes Beschäftigten Bescheid wissen. Davon ausgehend, lässt sich dann überlegen: Was ist möglich? Mitunter bedeutet es bereits eine Förderung, wenn der oder die Beschäftigte Fertigkeiten zumindest behält oder wieder erlernt, sofern er oder sie sie kurzfristig verloren oder teilweise eingebüßt hat.

Diese soziale Arbeit öffnet mir bis heute immer wieder das Herz. Meine Beschäftigten geben mir durch ihr Feedback das Gefühl, dass ich wohl ein ganz guter Gruppenleiter bin. Gleichzeitig merke ich, dass mich die Beschäftigten als Lehrausbilder fordern. Sie wollen fachlich etwas lernen! Bringe ich zum Beispiel mal einen neuen Hobel oder ein Stück Holz mit, dessen Art sie noch nie zuvor gesehen haben, nehmen sie alles ganz genau in Augenschein und wollen etwas damit anstellen. Bei den Kindern und Jugendlichen im Haus »Vom Guten Hirten« hatte ich es ähnlich erlebt, wenn ich etwas zum Thema Holzbearbeitung anbot. Diese Begeisterung jeden Tag zu erleben, freut mich ganz besonders.

Jeder und jede meiner vierzehn Beschäftigten hat ganz persönliche Bedürfnisse. Wahrnehmungsfähigkeit, Auffassungsgabe und Ausdrucksvermögen sind bei jedem und jeder

Beschäftigten sehr unterschiedlich ausgebildet. Dadurch ist die Wiedergabefähigkeit meist erst im Arbeitsprozess ersichtlich. Man muss sehr erfinderisch sein und alle möglichen Lernmethoden anwenden. Für einen Beschäftigten ist ein reizarmer Arbeitsplatz wichtig, eine andere Beschäftigte möchte ständig kontrolliert werden. Das Hauptbedürfnis sehe ich aber bei allen in der Neugierde und dem Willen, etwas zu verstehen, umzusetzen und sich auszuprobieren.

Manchmal fühlt es sich wirklich so an, als säße ich inmitten eines großen Ameisenhaufens. Ich muss die Kontrolle behalten, sonst kann es dazu kommen, dass Gruppenzusammenspiel und Produktion aus dem Ruder laufen. Dennoch fahre ich jeden Tag gerne zur Arbeit – genau so, wie ich mir das schon immer gewünscht habe. Alle Mühen empfinde ich bislang als positiven Stress. Auch wenn dabei zuweilen mächtiger Trubel herrscht. Jeder Tag kommt irgendwie anders daher als der davor. Das ist das Schöne an meiner Arbeit: Es bleibt nie gleich, nie statisch. Tag für Tag kann alles Mögliche passieren.

Einige unserer Beschäftigten haben Anfallsleiden, zum Beispiel Epilepsie. Auch psychotische Störungen, teilweise schizophrener Natur, gehören dazu. Beschäftigte geraten plötzlich in eine Situation, mit der sie nicht allein klarkommen. Dann sind vor allem Ruhe und eine Menge Fingerspitzengefühl gefragt. Da ich mit meinen Beschäftigten größtenteils schon lange zusammenarbeite, weiß ich, wie ich am besten reagiere.

Dass ich in der Caritas-Werkstatt auch in den Produktionsprozess eingegliedert bin, gefällt mir. Schließlich produzieren wir für den freien Markt, da spielt also stets auch das Betriebswirtschaftliche eine Rolle. Die Qualität unserer Produkte muss einfach stimmen, das ist auch unser eigener Anspruch. »Es gilt keine Ausrede!«, sagt unser Produktionsleiter Herr Kerkow immer. »Es darf keinen Unterschied in der Qualität unserer Produkte bestehen, nur weil wir eine Behindertenwerkstatt sind.«

In Sachen Qualität müssen wir uns mit jeder anderen Tischlerei messen, die Serienproduktion anbietet. Haut in der Werkstatt etwas nicht hin, steht mir Herr Kerkow genauso auf den Füßen, wie es der Produktionsleiter in jedem anderen Betrieb täte, und das finde ich richtig so. Es handelt sich schließlich um eines der drei Drittel unserer Arbeit, und das muss funktionieren! Unsere Produkte entsprechen den Standards, was nicht nur mich, sondern vor allem unsere Beschäftigten mit jeder Menge Stolz erfüllt.

In der Tischlerei stellen wir unter anderem Messerkisten her, in denen Industriemesser für die Lebensmittelverarbeitung gelagert und transportiert werden. Sie finden ihren Einsatz in Maschinen, die Käse oder Wurst – also alles, was wir am Ende als Aufschnitt im Supermarktregal finden – in Scheiben zerlegen. Die Messer sind sehr groß, ihr Anblick erinnert an eine Guillotine. Da man sie schlecht in Pappkartons transportieren kann, bestehen unsere Kisten aus 20er-Sperrholzplatten, die entsprechend zugeschnitten werden, was wir oft extern beauftragen. Anschließend fügen wir diese mit dem Luftdrucknagler zusammen. Am Ende kommt ein Deckel drauf, den man zuschrauben und wieder öffnen kann.

Neben den Messerkisten fertigen wir die Rähmchen für Imkerkästen, an denen der Bienenhonig haftet. Meine Abteilung bohrt die Verbindungslöcher, durch welche später im Waffelmuster ein Draht gespannt wird. Der Zusammenbau erfolgt in einer anderen Abteilung unseres Holzbereichs, der in Halle C der Hauptwerkstatt sitzt. Mittlerweile haben wir fünf Gruppenleiter mit ihren jeweiligen Beschäftigten.

Die Aufteilung der Arbeiten, derzeit mit allen maschinellen und personellen Möglichkeiten, wechselt regelmäßig. Außerdem fertigen wir Holzpfähle, mit denen Vermesser ihre Messstandorte markieren, indem sie in den Boden geschlagen werden. Einige unserer



Beschäftigten zeichnen die Pfähle an, andere kleben die Hölzer ab, und die dritte Gruppe streicht die Köpfe rot. Es kommen immer wieder neue Aufträge von der Vermessungsfirma rein.

So manche unserer Produkte bauen wir nicht nur, sondern entwickeln sie auch selbst. Einer unserer Mitarbeiter beispielsweise arbeitete lange in der Wohnungswirtschaft und tüftelte an einem Balkon-Nistkasten, den man hin und her drehen kann und der Einfluglöcher in verschiedenen Höhen aufweist. Obendrein besitzt er austauschbare Einflugplatten für unterschiedliche Vogelarten. Eine wunderbare Idee, aber nun stand die Frage im Raum: Wie setzen wir sie um?

Herr Schulz, unser Leiter Technik und Entwicklung, hatte eine andere Art von Nistkästen und Futtersilos bereits vor Jahren beim Gartencenter Pflanzen-Kölle vorgestellt, doch hatte es zu diesem Zeitpunkt keinen Bedarf gegeben. Eines Tages jedoch meldeten sie sich: »Ihr hattet da doch mal diese Nistkästen, die würden wir jetzt gern in unser Sortiment aufnehmen.«

In unseren Schubladen fanden wir die alten Produktionsblätter. Wir nahmen einige Verbesserungen vor, fertigten einen Musterbau und fotografierten ihn. Unser Produktionsleiter André Kerkow schickte das Ganze nach Heilbronn, zur Firmenzentrale von Pflanzen-Kölle. Sie gaben ihr Okay und setzten noch eins obendrauf: »Wir möchten, dass die Nistkästen unseren Branding-Stempel ›Kölle's Beste‹ tragen.«

Das ließ uns mutig werden, und wir fragten: »Können wir auf der anderen Seite das Caritas-Branding aufbringen?« Wir dachten an ein zusätzliches Zeichen und natürlich an Eigenwerbung. Die Kölle-Leute waren einverstanden, und so zeigen die von uns gefertigten Nistkästen tatsächlich beide Stempel. Caritas goes Germany!

Ungefähr vor einem halben Jahr lief die Kooperation mit Pflanzen-Kölle an, ich erlebte den Prozess von Anfang an mit. Es war die erste große Produktion unseres Arbeitsbereiches, die derart anspruchsvoll für unsere Beschäftigten war. Auch ich musste dabei meine Fähigkeiten als Tischler unter Beweis stellen. Ich fragte mich, ob ich tatsächlich in der Lage war, den uns zugedachten Teil des Fertigungsprozesses so auf meine Gruppe zu

übertragen, dass sie die einzelnen Arbeitsschritte in der geforderten Qualität abarbeitet, um das Produkt am Ende wirklich auf dem Ersten Markt zu platzieren.

Pflanzen-Kölle forderte eine beträchtliche Stückzahl der Nistkästen auf Termin, unser Produktionsleiter musste die Umsetzung also ganz genau planen und durchtacken. Weil uns die nötigen Kapazitäten fehlten, ließen wir einige Bauteile extern zuschneiden. Die Zuschnittslisten der Nistkästen schickten wir an die Justizvollzugsanstalt Moabit, mit deren Tischlerei wir schon länger kooperierten. Ohne die Hilfe aus der JVA hätten wir unsere Liefertermine nicht halten können.

Meine Arbeitsgruppe verantwortet seither einen Teil der Fertigung. Wir bohren die Einfluglöcher für die Vögel und stellen mit dem Lamello-Gerät die Leimverbindungen her. Dem Zusammenbau folgen Kommissionierung und Verpackung. Vor Kurzem bekamen wir neue Maschinen und schneiden jetzt teilweise auch selbst zu. Wir arbeiten alle zusammen. Jeder von uns leistet seinen Beitrag, damit unsere Nistkästen weiterhin ein Erfolg bleiben.

Es ist schön, zu erleben, dass ich meine Leute bei der Produktion eines guten Produkts mitnehmen kann, dass sie sich anstrengen und begeistert ans Werk gehen. Die Nistkästen sind ihre Aufgabe. Meine Beschäftigten identifizieren sich mit den Ergebnissen ihrer Arbeit.

Immer wieder fuhr ich aufgeregt zum nächstgelegenen Kölle-Markt und guckte voller Ungeduld: Wann kommen unsere Kästen endlich ins Verkaufsregal? Sie kamen – und fanden einen guten Absatz. Verkauft wurden sie in ganz Deutschland, in allen dreizehn Filialen. Ob in Stuttgart, Hamburg oder Teltow – überall tragen die Nistkästen unseren Stempel von der Caritas-Werkstatt in Oranienburg. Das macht mich sehr stolz, zusammen mit meinen Beschäftigten ein Teil dieser Produktion zu sein.



Zwischenruf

Hugo Henrichs

In der Caritas-Werkstatt gefällt mir der feste Alltag. Der gibt mir Sicherheit, der ist ein fester Anker. Routine gefällt mir nämlich, so ein Hin und Her mag ich dagegen gar nicht. Mir würde auf jeden Fall eines ohne die Werkstatt fehlen: die Routine! Am Anfang wäre es ja noch schön, einfach zu Hause zu sein, aber irgendwann dann nicht mehr. Ich würde gar nicht wissen, was ich den ganzen Tag tun soll.

Die Werkstatt ist für mich vor allen Dingen die Arbeit, aber auch, Neues zu entdecken und Überraschungen zu erleben. Und der Kontakt zu den anderen Beschäftigten, der ist mir auch wichtig!